

Stephan Alfare

DAS SCHAFFERHAUS

w w w . l u f t s c h a c h t . c o m

© LUFTSCHACHT – Buchberger & Vollmann OEG, Wien 2006  
herausgegeben von Stefan Buchberger, Jürgen Lagger, Gabriel Vollmann

Umschlaggestaltung & Layout: Jürgen Lagger

Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Zeichnung  
von © Wolfgang Zeindl 2006

Druck und Herstellung: FINIDR, s.r.o.

Die Wahl der angewendeten Rechtschreibung  
obliegt dem/der jeweiligen AutorIn

ISBN-10: 3-902373-18-0  
ISBN-13: 978-3-902373-18-2

Mit fünf, als ich in den Kindergarten kam, machte ich immer noch in die Hosen. Die Mutter wickelte mich jeden Morgen, und ich schämte mich wegen der Windeln. Es waren Windeln aus Stoff, die sie täglich auskochte; die Windelhose war aus Gummi. Ich schämte mich vor allem vor der Mutter – aber auch vor dem Vater, vor der älteren Schwester, dem großen und dem kleinen Bruder und vor der Dornbirner Großmutter und dem Dornbirner Großvater. Und im Kindergarten schämte ich mich, weil ich mir sicher war, daß es zumindest die beiden Tanten wußten.

Es gab eine Menge Kinder im Dornbirner Oberdorf, Mädchen und Buben. In der Früh spazierte ich an der Hand der Mutter die Müllerstraße hinunter. Ich trug eine Kindertasche, mit rotglänzendem Lack überzogen, an einem Riemchen quer über der Brust. Darin war die Jause. Ein Apfel oder eine Birne, manchmal eine Süßigkeit und eine Scheibe Schwarzbrot mit Honig oder Erdbeer-, Zwetschken-, Kirschen-, Marillenmarmelade, die die Mutter selbst einweckte jedes Jahr. Es war nicht weit bis zum Kindergarten. Aber ich hatte keine Freude daran.

Um die Mittagszeit kam der Großvater, um mich abzuholen. Er schwitzte; dann hustete er, reichte mir seine dicke Hand, und wir spazierten zur Kreuzung hinauf, wo links das Gasthaus war.

„Habt ihr’s fein gehabt heut?“

Er hatte eine schöne, tiefe Stimme.

Ich senkte den Kopf und ging neben ihm weiter.

Er drückte meine Hand.

„Na?“ sagte er.

Als ich immer noch nicht antwortete, blieb er stehen. Er drehte sich zu mir, hob mich mit beiden Händen hoch – so hoch, daß ich seine Glatze sehen konnte und einen Rest rötliche Haare.

„Nein“, erwiderte ich und schüttelte den Kopf.

Zur Mutter hätte ich bestimmt „Ja“ gesagt, doch den Großvater wollte ich nicht belügen.

Er war früher Volksschullehrer im Ebnit gewesen und Organist in der Ebniter Kirche. Jetzt, in der Pension, saß er oft im Gasthaus – beinahe jeden Tag. Als erstes grüßte er mit seiner tiefen, schönen Stimme, und ich grüßte auch mit meiner Kindergartenstimme. Danach steuerten wir die Schank an. Dort stand rechts neben der Bierzapfanlage ein roter Apparat. Den ganzen Vormittag über hatte ich mich auf diesen Apparat gefreut. Manchmal war er auch der Grund gewesen, am Morgen überhaupt aufzustehen. Der Apparat verfügte über einen Aufsatz aus Glas und einen metallenen Griff, über dem es einen kleinen Schlitz gab. Der Schlitz hatte die Größe eines Schillings.

Der Großvater kramte mit der Rechten im Sack seiner Wochentaghose; es klimperte. Das waren die Haustürschlüssel und Kleingeld, vermutlich steckte auch ein kariertes, vollgeschneuztes Stoffsacktuch darin. Und er fischte eine Münze heraus, einen Schilling, und schob ihn in den Schlitz. Dann drehte er den Griff nach links. Und das war ein derart angenehmes Geräusch – und hinterher das leise Rasseln der Erdnüsse durch die Öffnung und wie sie in den Behälter rieselten mit dem metallenen Türchen. Er klappte das Türchen nach oben und hielt es fest, mit der Linken streifte er die Nüsse aus dem Apparat und schüttete sie in meine Hand, die ich hohl machte. Ich bekam eine Handvoll Erdnüsse und der Großvater eine lange, krumme Zigarre und ein großes Glas Bier.

Anschließend gingen wir die Müllerstraße hinauf, vorbei an den Nachbarhäusern, an den Rechbergers, die, wie er mir erzählt hatte – und ich hatte nichts begriffen –, vor für mich als kleiner Bub unvorstellbar langer Zeit den rechten Arm ausgestreckt hätten, alle fünf Finger aneinandergedreht, sie seien „strammgestanden“, hatte der Großvater erzählt, das Kinn nach oben gereckt, und die Lippen, der Mund seien fast nicht mehr zu sehen gewesen, und dann hätten sie gegrüßt, sie hätten: „Heil, Hitler!“ gerufen – und das sei – „Herrgott-sack!“ – nichts Gutes, hatte der Großvater gesagt.

Ich wußte nicht, was das bedeutete, damals; von der Mutter und der Großmutter hatten wir gelernt: „Hoi! Servus!“ zu sagen, einfach: „Hoi! Servus!“ wenn wir grüßten.

Wenn wir Herrn Künz grüßten, der ein guter Freund des Großvaters war, der mit ihm Bier trank und der ihn auch

mit Bier versorgte, weil er einen schönen Posten hatte in der Brauerei, Herr Künz, der viele Zigaretten rauchte und zweimal pro Woche auf Besuch kam – zu ihm mußten wir: „Grüß Gott, Herr Künz!“ sagen.

Vis-à-vis gab es die Feuersteins. Die Feuersteins waren Bauern; sie besaßen einen kleinen Hof: ein paar Kühe, einen Ochsen, ein paar Schweine, viele Hühner und einen einzigen Hahn. Das war der „Gockelhahn“, wie die Mutter sagte.

Und rechts den schmalen Weg hinunter wohnten die Stadelmanns. Sie hatten eine hübsche Tochter, ein schlankes Mädchen, das ein wenig älter war als ich. Das Mädchen hatte lange Haare wie Schnittlauch, und das stand ihr gut. Ich beobachtete sie, versteckt hinter den Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern im Garten, wenn sie auf ihrem Kinderfahrrad den schmalen Weg hinauf- und hinunterfuhr.

Wir saßen gerade beim Mittagessen. Es gab Spaghetti mit Sugo und grünen Salat aus dem Garten, dazu einen Krug verdünnten Himbeersirup, Most für den Großvater, einen Krug Wasser aus der Leitung für die Mutter und für die Großmutter.

„Lieber Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen!“

Der Vater stellte seinen Arztkoffer auf den Boden; er wirkte müde. Er war Doktor für Innere Medizin in der Rosenstraße, und da das nicht weit weg war, kam er immer mittags zum Essen, und nachher stopfte er seine Lieblingspfeife, zündete sie an, lehnte sich zurück, überkreuzte die Beine und schlürfte eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker. Heute war er blaß im Gesicht: er sah aus, als hätte er lang nicht mehr geschlafen. Er blieb stehen. Mitten in der Küche.

„Was ist los?“ fragte die Mutter.

Der Vater holte tief Luft. Ich beobachtete ihn. Die Schwester, der große und der kleine Bruder löffelten weiter. Nur die Großmutter und der Großvater hatten aufgehört zu essen.

„Was ist los?“ fragte die Mutter.

„Herr Stadelmann ist tot“, sagte der Vater.

Die Schwester und der große Bruder ließen das Besteck sinken; der kleine Bruder kniff die Augen zu Schlitzen. Die Mutter hatte ihm die Nudeln geschnitten und den grünen Salat.

Er hatte darin gestochert, behutsam gekostet, bevor er zu kauen begonnen hatte.

„Was ist passiert?“ fragte die Mutter.

Ich hörte das Geräusch des Löffels und der Gabel, wie sie auf den Tellerrand klackten. Sie stand auf – ganz langsam, vorsichtig schob sie den Stuhl zurück –, und nun verschränkte sie die Arme über dem Küchekittel; ihre Augen waren groß, die Stirn in Runzeln gelegt.

„Herr Stadelmann hat sich das Leben genommen“, sagte der Vater.

Er hatte das ganz leise gesagt. Es wurde still, es wurde sehr ruhig in der Küche. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen. Die Mutter schlug ein Kreuz über Stirn, Kinn und Brust. Die Großmutter tat dasselbe: dabei wandte sie ihren Kopf dem Herrgottswinkel zu, in dem ein wunderschönes Kruzifix hing; darunter war ein kleiner Weihwasserkessel, ein verkümmerter Zweig eines Olivenbaums steckte daran.

Endlich nahm der Vater Platz. Dort hockte er und ließ die Arme herunterbaumeln. Für kurze Zeit schloß er die Augen, um sie gleich wieder zu öffnen und zur Decke hochzublicken. Er langte nach dem Wasserkrug und schenkte ein Glas voll. Normalerweise trank er mit dem Großvater einen Schluck Most zu Mittag. Die Mutter griff nach dem Teller und der Schüssel mit den Nudeln; sie machte Anstalten zu schöpfen, doch er hob den linken Arm und wehrte ab; der Vater schüttelte den Kopf. Er war nicht hungrig. Niemand war mehr hungrig heute mittag.

Und nachdem er Wasser getrunken und die Pfeife gestopft hatte, die er jedoch nicht anzündete, die er im Mundwinkel hängen ließ, erzählte der Vater die ganze Geschichte.

Es gab nicht viel zu erzählen. Herr Stadelmann war auf den Dachboden gestiegen. Ich stellte mir vor, wie die Holzterrasse geknarrt hatte, weil ich die Treppe zum Dachboden im Haus des Großvaters kannte, und die knarrte. Er hatte einen dicken Strick aus Hanf mitgenommen. Er kletterte auf einen alten, verstaubten Stuhl, der dort oben herumstand, voller Spinnennetze, und knotete das eine Ende an einem Balken fest, so daß es hielt; am anderen schlang er eine Schlaufe und legte sie um seinen Hals – dann sprang er. Das war alles. Herr Stadelmann war sofort tot. Er hatte sich das Genick gebrochen.

Wenn wir turnen mußten im Kindergarten, war ich jedesmal voller Zorn. Wir mußten oft turnen. Es roch grausig während des Turnens, scheußlich stank es. Der Geruch nach gebohnertem Linoleumboden lag in der Luft und der Geruch nach Kinderschweiß. Es gab eine Stiegenleiter, die ich verabscheute, graue Schaumgummimatten auf dem Fußboden, ein Kinderbock stand in der kleinen Halle, und da waren noch andere Geräte, die ich alle miteinander – wäre ich kein Angsthasen gewesen – zum Teufel gewünscht hätte!

1972, im Frühling. Ich beugte mich vornüber und kotzte mitten auf eine der Matten, auf denen wir Purzelbäume schlugen, Rollen und Räder vorwärts und rückwärts und Kopfstände und, wer dazu in der Lage war – und einige Buben und auch Mädchen waren durchaus dazu fähig – Handstände und andere seltsame Dinge machten, die mich im Leben nie interessieren sollten, die mir verhaßt blieben bis zum heutigen Tag. Und darauf spie ich: ich kotzte die ganze Jause in den kleinen Turnsaal – heute waren es ein Apfel und ein Wurstbrot und ein Marsriegel und Kakao gewesen –, und hinterher folgte das Frühstück. Das alles tropfte an mir herunter, über das Turnleibchen und die rote Turnhose, die die Mutter um zwei Nummern zu groß gekauft hatte wegen der Windeln, und ein Teil davon landete auf den blauen Leinenturnpatschen.

Die Kinder erschrakten und drängten sich auf eine Seite. Sie langten nach den Händen ihrer Nachbarn. Beide Tanten waren neben mir. Ich würgte, aber es kam nichts mehr hoch – nur Speichel und die Galle ... Sie klopfen mir auf den Rücken, dann schüttelten sie mich. Ich spürte, wie mir die Seiche in die Windeln lief.

Im Waschraum begann ich heftig zu weinen. Und während sie mir das Gesicht wuschen, vermischten sich die Tränen mit Erbrochenem und warmem Wasser aus dem Hahn über dem Kinderwaschbecken.

Danach zogen sie mich aus – die Turnpatschen, die Socken, das Leibchen und die Turnhose. Jetzt preßte ich die Augenlider so stark aufeinander, wie ich nur konnte. Ich hatte diese

verfluchte Gummiwindelhose an und schämte mich in Grund und Boden! Am liebsten wäre ich im Steinboden im Waschraum versunken.

Sie nahmen mir die Windeln ab: es roch nach Seiche, es roch nach Kot; ich hatte mich auch angeschissen, und das hatte ich nicht einmal gemerkt. Schließlich langte eine der beiden – ich glaube, es war Tante Olga – nach einem Waschlappen und wischte mir den Hintern sauber.

Ich kauerte auf einem Stuhl im Spielzimmer, ganz allein, und verspürte Schmerzen in der Lungengegend, und die Übelkeit war wieder da, der Drang nach Erbrechen. Aber es gab nichts mehr zu erbrechen: mein Magen – zusammengezogen, eingeschrumpelt und leer. Ich mußte an Herrn Stadelmann denken und den Strick aus Hanf und an die Dachbodenbalken im Haus des Großvaters. Und an die hübsche Tochter von Herrn Stadelmann, an das schlanke Mädchen mit den Schnittlauchhaaren, mußte ich denken. Und ich betete zum Lieben Jesuskind.

„Um Gottes willen! Was ist passiert?“

Ich hörte die Mutter an der Tür zum Kindergarten, ich hörte ihre Schritte im Hausgang, ich glaubte, ihren Atem zu spüren und sogar, wie ihr Herz pochte. In diesem Augenblick wollte ich zur Mutter. Sonst wollte ich nie zu jemandem – höchstens zum Großvater, weil ich ihn irgendwie gern hatte.

„Himmelvater! Was ist passiert?“

„Wir wissen es nicht! Ihm ist schlecht geworden! Er hat sich übergeben müssen!“

„Vielleicht hat er was Verdorbenes gegessen ...“, sagte Tante Heidi.

„Er hat nichts Schlechtes gegessen! Er hat das Frühstück gehabt und – hat er die Jause aufgeessen?“

„Er hat die Jause brav aufgeessen. Wie alle Kinder. Darauf geben wir Obacht!“

„Aber selbstverständlich!“ sagte Tante Olga.

Die Mutter stand im Spielzimmer, und ich glotzte sie an mit weit aufgerissenem Mund, meine Augen blinkten plötzlich gelb wie große Murmeln. Am liebsten wäre ich aufgestanden und auf sie zugerannt und hätte mich dort verkrochen, doch ich rührte mich nicht. Die Schmerzen in der Lungengegend

waren stärker geworden. Mir wurde es furchtbar heiß, ich fieberte. Ich hatte ein Flirren vor den Augen, ein Flimmern, und das Spielzimmer fing an, sich langsam zu drehen wie ein Karussell, nur daß es weniger lustig war und völlig durcheinander: einmal nach links und dann nach rechts, nach oben und nach unten, schließlich der Quere nach und nach innen – und drinnen stürzte alles in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Ich sackte mit dem Oberkörper vorwärts und krachte mit der Stirn auf die Tischplatte. Ich hatte das Bewußtsein verloren. Es gab nur noch Nebel und aufgeregte Stimmen, unendlich weit weg.

Als ich erwachte, saß ich auf dem Schoß der Mutter, und Tante Heidi hielt den Telefonhörer ans Ohr gepreßt. Sie war furchtbar aufgeregt.

„Schicken Sie einen Krankenwagen!“ schrie sie. – „Schnell! ... Bitte schnell! ...“ schrie sie.

„Er ist aufgewacht!“

Die Mutter strich mir über das Gesicht, dann legte sie die Hand auf meine Stirn.

„Er hat Fieber“, sagte sie. – Und: „Es geht schon wieder ... Es geht dir schon viel besser ... – Nein“, sagte sie zu Tante Heidi, „wir schaffen es allein. Ja?“

Und dabei sah sie mich an.

Ich nickte.

„Wir brauchen keinen Krankenwagen!“ sagte die Mutter.

Und es kam kein Krankenwagen. Ich trug abgeschnittene Bluejeans und ein grünes Leibchen, das verschmutzte Turnzeug und die Turnpatschen und die Windelhose hatten sie in einen Nylonsack gestopft. Barfuß tappte ich neben der Mutter her, die mich an der Hand hielt. Es war nichts los im Oberdorf. Ein Puch schnurrte vorüber; ein alter Mann humpelte am Stock auf der anderen Straßenseite; Vögel zwitscherten.

Und ich saß wieder in diesem Karussell, das ich derart haßte. Ich dachte an den Großvater und das Gasthaus an der Kreuzung oben und an den roten Apparat mit den Erdnüssen. Aber heute wollte ich ums Verrecken keine Erdnüsse. Der verfluchte Drang nach Erbrechen! Ich blieb stehen. Die Mutter tat einen Schritt. Ich würgte. Und fiel erneut in Ohnmacht. Sie kniete neben mir, ihr Herz war wild geworden. Sie fühlte

meinen Puls, der noch heftiger schlug. Und wieder die Stirn, die glühte. Schweiß stand darauf; ich roch nach Krankheit, säuerlich roch ich.

Und danach kam die Panik. Die Mutter blickte sich um, verzweifelt, doch es war niemand zu sehen. Weiter oben war das Gasthaus. Sie wünschte, wir wären bereits dort, und sie könnte laut rufen, und der Wirt oder einer der Gäste – möglicherweise der Großvater – würde sie hören und das Bierglas abstellen, hastig, und herauseilen, um ihr zu Hilfe zu kommen.

Kein Wagen, kein Puch mehr. Ganz weit unten humpelte der alte Mann.

Der Nylonsack baumelte an ihrem Handgelenk. Sie hatte mich aufgehoben. Und jetzt betete sie zum Himmelvater. Sie taumelte, als sie langsam einen Schritt vor den anderen setzte. Sie tat sich furchtbar schwer. Ein Rest Speichel, der übriggeblieben war, tropfte aus meinem Mundwinkel und sickerte in Mutters Frühlingskleid.

Es war ein Mittwoch. Das Gasthaus hatte Ruhetag. Also schleppte sie mich bis zur Kreuzung, überquerte sie und mühte sich die Müllerstraße hoch, vorbei an den Rechbergers, zu den Feuersteins hinauf, warf einen Blick zu den Stadelmanns hinunter, und schließlich – völlig außer Atem und erschöpft – erreichte sie das Haus Nummer 14.

### 3

Der Sommer kam. Mittlerweile hatte ich eine Sammlung von Teddybären – mehr als der große und der kleine Bruder –, und die Sammlung wuchs. Mir war nicht langweilig, in keiner Weise, weil ich mit den Stofftieren sprechen konnte, und ich bildete mir ein, sie redeten auch mit mir. Ich hatte ihnen allen Namen gegeben, ich hatte sie getauft. Eins, je nach Laune, drückte ich der Mutter in die Hand, wenn sie ins Schlafzimmer kam, um nachzusehen, ob ich noch Fieber hatte. Das Fieberthermometer wurde mir in den Hintern geschoben – sehr

vorsichtig –, später ein Zäpfchen. Die Mutter trug den Bären nach unten und setzte ihn auf die Bank, in die Ecke hinterm Küchentisch.

Ich fühlte mich gesund. Ich atmete wieder richtig. Die Lungenentzündung war verheilt; ich hatte die nötige Ruhe gehabt, ich war die meiste Zeit im Bett gelegen und hatte jeden Tag Antibiotikum geschluckt. Ich war frei, ich kam mir völlig schwerelos vor, wie ein Schmetterling oder wie eine dieser großen, fetten Fliegen, die unentwegt summten und einen nicht in Ruhe ließen – zumal es furchtbar heiß war in jenem Sommer 1972. Und ich trug keine Windelhose mehr.

An den Wochenenden packte die Mutter die rote Kühltasche mit Getränken voll – Most für den Vater, verdünnten Himbeersirup für die Kinder, kalt gewordenen Milchkaffee für sie selbst – und mit Landjägern. Wir fuhren an den Bodensee. Wir fuhren im blauen Citroën ID 19 über Lustenau, Höchst bis nach Gaißau. Der Weg, der zu dem kleinen Bootshafen führte, war ein Privatweg, keine richtige Straße, und es holperte: der Boden war voller Schlaglöcher, Erdbrocken; wir saßen auf dem Rücksitz, zusammengepfercht, keiner rührte sich, keiner wußte so recht. Das Rumpeln dauerte eine Weile, dann hatte der Vater den kleinen Parkplatz erreicht.

Eine Menge Gras wuchs auf dem Damm. Die Schnauze des Autos zeigte nach oben. Wir hatten eine Fahrt von einer dreiviertel Stunde hinter uns. Es ging niemandem gut, nicht einmal dem Vater und der Mutter. Sie taten zwar, als seien sie fröhlich – aber sie waren es nicht.

Die Mutter trug ihr ausgeschnittenes Sommerkleid. Sie hatte ein Lächeln im Gesicht, und dieses Lächeln sah aus, als hätte es ihr jemand über den Mund gezogen. Alles war nicht echt. Der Vater hatte die kurze, braune Bügelfaltenhose an, ein kariertes Hemd, das aus dem Hosenbund hing, schlampig; die Füße steckten in rissigen Ledersandalen – und er hatte seine Pfeife im Mundwinkel hängen. Das Gesicht – ernst, braungebrannt und wetterzerfurcht. Er glich seinem eigenen Vater, dem zweiten Großvater, dem Götzner Opa, den ich nie kennengelernt hatte. Ein Briefbote und Holzbildhauer, ein Schnitzer. Er war jung gestorben, noch bevor ich auf die Welt gekommen war. Ich hatte ein Foto von ihm gesehen, eine vergilbte Schwarzweißfotografie in einem ovalen

Mahagonirahmen. Darauf sah er aus wie Adolf Hitler – eine Frisur, so ähnlich wie die des Diktators, und derselbe Schnurrbart. Er hatte Hirsche und Rehe und Heiligenbilder geschnitzt, er hatte einen Notenständer geschnitzt, und dort hatte er den Kopf von Johann Strauß hineingearbeitet – Vater oder Sohn, ich weiß es nicht mehr –, mit einer Geige am Kinn; er hatte einen Butler geschnitzt, einen Negersklaven, einen Mohren aus Holz, eine schmale Figur mit Schmolllippen, die ein Tablett in der Hand trug; der Schwarze war mit einer Livree ausgestattet, man konnte auf dem Tablett eine Kaffeetasse abstellen oder einen Aschenbecher.

Die Mutter hob die Kühltasche aus dem Kofferraum, der Vater die Angelrute, den Kescher und das quadratische Holzkistchen, in dem die Köder waren: Erde aus dem Garten in der Müllerstraße und eine Menge Würmer. Der große Bruder und ich hatten diese Würmer oft aus dem Kistchen gestohlen, und dann hatten wir sie in den Mostfässern des Großvaters versenkt. Hätten wir sie nicht ertränkt, wären sie trotzdem qualvoll am Angelhaken des Vaters krepieret.

Wenn der Vater Fische fing, dann zeigte er uns, wie man ihre Bäuche mit einer Hand zusammendrückte – so lang und so fest, bis die Scheiße aus den Därmen quoll; es waren kleine Löcher auf der Unterseite, kleine, faszinierende Öffnungen, und die Scheiße sah aus wie magere Ohrwürmer.

Heute hatten wir Vetter Konrad abgeholt, im Hatlerdorf. Er war kein wirklicher Vetter, doch wir sagten „Vetter Konrad“ zu ihm. Er war einer von drei Cousins der Mutter und führte eine Schreinerei im Hatlerdorf; seine Frau hieß Hedwig. Die Schreinerei war ein Zweimannbetrieb. Das waren gemütliche Leute, die keine Kinder hatten. Kusine Hedwig konnte keine Kinder kriegen. Sie war klein, hatte rote Haare und eine Menge Sommersprossen; sie hatte Fältchen um die Augen, und wenn sie lachte, wirkten diese Fältchen wie Sterne, die auseinandergebrochen waren, wie junge Krähenfüße – und dann sah man ihre großen Zähne, und die Sommersprossen tanzten. Kusine Hedwig war gekleidet wie ein Mann.

Dort spielten wir oft, wenn wir mit dem Vater auf Besuch waren. Es roch gut nach Holz, und große Haufen Sägespäne lagen auf dem Bretterboden. Eine Werkbank, eine Bandsäge

und daneben eine Kreissäge, eine Hobelmaschine, ein Elektroböhrer mit Ständer und eine Menge andere Werkzeuge. Das waren fröhliche Leute, und sie schienen glücklich zu sein. Vetter Konrad war groß und hatte breite Hände – so breit wie Kinderklodeckel –, an denen kein Fingerglied fehlte, was mich wunderte. Er hatte eine schöne, tiefe Stimme – ähnlich der des Großvaters –, und heute war er mitgefahren an den Bodensee, obwohl er sich vor dem Wasser fürchtete. Vetter Konrad war Nichtschwimmer.

Der Vater besaß ein kleines Boot mit einem Außenbordmotor und einer winzigen Kajüte. Auf dieses Boot war er stolz. In der Kajüte gab es ein seltsames Gefäß aus Holz. Das sah aus wie der untere Teil einer Orangen-, Zitronenpresse – nur um einiges größer; dieses Gefäß hatte einen Schnabel an einem Ende und einen Griff am anderen. Mußte jemand aufs Klo, so zog er sich in die Kajüte zurück – auch die Schwester und die Mutter, wenn sie es dringend nötig hatten; dann hörte man ein Zischen und ein schwaches Seufzen, und man hörte das Rascheln, wenn das Kleid nach unten rutschte, oder das Schließen eines Hosenschlitzes. Mit gesenktem Kopf – ein wenig betreten – kamen sie nach draußen, das hölzerne Gefäß fest in beiden Händen, damit kein Tropfen überschwappte, und schütteten ihre Seiche in den Bodensee.

Wir trabten die paar Meter zum Boot. Vetter Konrad sah aus wie ein Christkind – er kam nicht oft von zu Hause weg. Das Boot war mit einem Seil an einem Pfahl festgebunden. An diesem Seil zog es der Vater ans Ufer, und einer nach dem anderen trat auf die Bugspitze, hielt sich fest am Kajütendach und hantelte sich an der Seite herum.

Jetzt war Vetter Konrad an der Reihe. Er sah nicht mehr wie ein Christkind aus. Er hatte sichtlich Angst, er fürchtete sich wahnsinnig vor dem Wasser. Sein Gesicht glich einem kantigen Stein, einem uralten Stein aus den Schweizer Bergen.

„Nun komm schon, Konrad!“ sagte die Mutter.

Der Vater hielt den Strick fest in den Händen; das Boot schaukelte. Vetter Konrad stand auf der wackligen Holzstiege, die zum See hinunterführte. Dort blieb er stehen wie angewurzelt, wie eine Wurzel mit einem Kopf aus Schweizer Stein.

„Jetzt mach vorwärts, Konrad!“ drängte die Mutter.

Vetter Konrad machte nichts. Er blieb stehen und blickte auf den See hinaus. Der See war ruhig, in dem kleinen Hafen schimmerte es graugrün. Dann sah er in den Himmel hinauf. Der Himmel war stahlblau, ein paar Möwen zogen ihre Kreise; eine hielt inne im Flug – sie stand bewegungslos in der Luft und starrte auf Vetter Konrad und die Mutter und auf das Boot herab.

Die Mutter reichte ihm die Hand; er langte danach und tat einen Schritt, schon stand er auf der Bugspitze; der große Mann wackelte gefährlich hin und her und hielt sich fest am Kajütendach, er klammerte sich daran. Es gelang ihm, sich der Seite entlang herumzuhanteln, und schließlich stand er mit beiden Beinen im Boot; er war kreidebleich geworden, die Gesichtskanten zitterten; er setzte sich ins Heck, auf den Holzverbau: darin war der Benzinkanister, dort waren die gelben Schwimmflügel und die Schwimmwesten. Vetter Konrad zog ein Sacktuch heraus und wischte sich über Stirn und Gesicht.

Als letzter kam der Vater an Bord, mitsamt Angelrute, Kescher und den Würmern. Während er mit einem Fuß aufstieg, stieß er mit dem anderen vom Ufer ab; den Strick band er fest am Bug. Das Boot, als es rückwärts schaukelte, streifte um ein Haar eine sündteure Yacht, die gleich daneben festgemacht war, die einem Prokuristen aus Höchst gehörte. Das Boot bewegte sich schräg rückwärts und leicht nach links; der Vater krabbelte um die Kajüte wie ein junger Bub; Vetter Konrad rückte zur Seite, und der Vater riß den Motor an. Der Motor heulte auf: sein eigenes Wort konnte man nicht mehr verstehen; die Schraube wirbelte das Wasser auf, so daß es Gischt wurde, und der Vater setzte sich neben den Vetter, packte den Griff und lenkte zum kleinen Hafen hinaus; links waren andere Boote vertaut, rechts war nur Schilf; und die Möwen schrien, die Wasservögel, sie flatterten am Himmel; der Vater steuerte auf den offenen See hinaus.

Ich lauschte dem Motor. Auf beiden Seiten des kleinen Boots war Schaum. Zuerst fuhr er behutsam, dann drehte er auf, und mir kam es unheimlich schnell vor: das Heck senkte sich, und ich steckte einen Arm ins Wasser, und es dünkte mich, als würde mir der kleine Arm weggerissen; mit dem anderen hielt ich mich an der Bootswand fest – oder an der Mutter oder am Vater oder an Vetter Konrad, der ein Stein war.

Wir fuhren eine Bucht an, nicht weit draußen. Es gab eine Menge Schlamm und Algen im Wasser. Das Wasser war seicht. Dort legte der Vater an. Er holte die gelben Schwimmflügel aus dem Holzverbau und die Tasche mit den Badetüchern und den Handtüchern zum Abtrocknen aus der Kajüte. Die Mutter breitete die Tücher auf der Wiese aus. Die Kühltasche stand im Schatten, und wir bekamen jeder einen Plastikbecher voller Himbeerwasser. Vetter Konrad hatte sich in das Gras gelegt, der Vater setzte sich daneben. Er füllte zwei Becher mit Most. Einen davon reichte er ihm. Sie stießen an.

„Kommst du mit fischen, Konrad?“ fragte der Vater.

Vetter Konrad antwortete nicht, er blieb stumm. Er nuckelte am Most und sah in den Himmel hinauf. Dort waren die Möwen zu sehen, die kreischten, und wieder stand ein Vogel still, und ich sah deutlich, daß er den Schnabel aufriß, und alle hörten wir, wie er schrie.

„Komm mit fischen!“ sagte der Vater.

„Konrad, tu ihm den Gefallen!“ sagte die Mutter.

Ich dachte nur: Vetter Konrad, bitte, bleib hier!

Und ich dachte an die toten Fische und die Scheiße, die aus den Därmen der Fische herausquoll und aussah wie magere Ohrwürmer. Und ich wußte auch – das hatte ich vom Vater gelernt –, wie man einen Fisch erschlug. Man packte ihn am Schwanz und schlug ihn mit dem Kopf solange auf die Planken, bis er tot war. Ich kannte mich aus, wie man Egli tötet; die Mutter bereitete daraus eine Sonntagsmahlzeit zu, gebraten, mit Petersilgrundbirnen und gutem, frischem grünem Salat. Ich wußte, wie man Aale tötet; mich ekelte es vor Aalen, weil sie aussahen wie Schlangen – und sie waren glitschig.

Ich hatte schon genug Aale angefaßt. Ich war mit dem Vater in der Nacht hinausgefahren. Das war eine Ausnahme gewesen, wenn ich mitfahren durfte. Am Abend, am ganzen Tag davor war ich aufgeregt gewesen.

„Du mußt früh schlafen gehn!“ hieß es jedesmal.

Und ich ging ungern früh schlafen. Ich zog den Pyjama an, nahm einen Teddybären und drückte ihn an mich. Und ich schlief schlecht und voller Träume, das wunderte mich nicht. Um zwei weckte mich der Vater. Es war seltsam, wenn einen der Vater weckte.

Er klopfte an die Schlafzimmertür, dann wartete er, bis man „Ja!“ sagte, öffnete die Tür einen Spaltbreit, steckte den Kopf herein, mit verschlafenem Gesicht, und brummte mit verrauchter Stimme: „Guten Morgen.“

Und wir gingen Aale fischen.

„Aale kann man nur in der Nacht fischen“, sagte der Vater.

Und nachdem wir sie gefangen hatten, durfte ich sie angreifen. Mir grauste, aber es war gut, daß sie noch am Leben waren. Wenn sie der Vater nicht erschlug, zappelten sie im Kescher; sie hatten kein Wasser, und sie zappelten lang. Schließlich wurden sie ruhiger und immer mehr ruhiger, bis sie nur noch leicht zuckten – und am Ende verreckten sie doch.

Nach dem Fischfang fuhren wir zu Herrn Schneider. Dort wurden die Aale geräuchert. Herr Schneider war ein Freund des Vaters. Er lebte in Gaißau, er war Fischer von Beruf. Manchmal trafen wir ihn auf dem See, wenn es gerade hell wurde. Und ich bestaunte diese riesigen Netze, die um einiges mächtiger waren als jede Angelrute, und irgendwie flößten mir diese Netze Angst ein. Eine Menge Fische zappelten darin, kleine und weniger kleine und ziemlich große. Sie steckten mit dem Kopf in der Schlinge und zappelten um ihr Leben – sie kamen nicht frei, kein einziger. Das alles war neu für mich. Bis dahin hatte ich noch kein Tier und auch keinen Menschen sich aus dem Leben strampeln gesehen.

Herr Schneider war dick. Er trug einen groben, grauen Rollkragenpullover und eine grobe, graue schmutzige Hose; darüber hing der Bauch. Er hatte graue, beinah silberne Haare, nach hinten frisiert – die Haare waren ziemlich lang –, ein mächtiger Schnurrbart wucherte an den Mundwinkeln abwärts.

Lucca – genau wie die Stadt –, so hieß seine Frau. Sie war gleichfalls dick, und sie trug jahraus, jahrein denselben Rock, verwaschene Strümpfe, die über die Waden rutschten, dreckige, mistige grüne Gummistiefel, ein fleckiges Holzfällerhemd und eine viel zu lange, weite Windjacke, die ehemals gelb gewesen war. Die Haare waren strähnig, graubraun und fettig. Und wenn sie lachte – und sie lachte immerzu –, dann lachte sie sehr laut. Lucca war die Fischerfrau.

Herr und Frau Schneider hatten einen dicken Sohn, den Ältesten, und zwei weniger dicke Töchter. Sie waren nette

Leute, angenehme, freundliche Menschen – trotzdem ekelte es mich ein wenig vor ihnen. Wie in einem Bauernhaus roch es dort, und es gab eine Menge Katzen und drei rüdische Hunde. Wenn wir auf Besuch waren, dann spielten wir mit den Kindern – Vasco, Romina und Gianna. Auch die Kinder trugen immer dasselbe Gewand. Verstecken spielten wir in dem großen, alten Haus. Es gab einen verlotterten Schuppen und einen verwilderten Garten in Gaißau. In dem Garten waren verrostete Eisenstangen, an denen zerfranste Hanfstricke hingen, verwitterte Holzbretter waren darangebunden; früher waren sie rot und blau angestrichen gewesen, nun bröckelte der Lack ab. Es knisterte, wenn man sich auf die Schaukeln setzte.

Und da war dieses Kinderfahrrad. Es war winzig klein, es war orange und hatte zwei weiße Stützrädchen – aber das war fast nicht mehr zu sehen, weil es schmutzig war und alt und verrostet, und es war auch ziemlich wacklig. Das Fahrrad gehörte Gianna, der Jüngsten. Sie lieh mir das Rad. Ich rollte einen Meter nach vorn, beide Füße im Kies. Dann rollte ich noch einen Meter und noch einen zweiten. Und Gianna zeigte mir, wie ich die kleinen Füße in den zu großen Sandalen auf die Pedale mit dem Gummi stellen mußte. Und ich trat. Ich stürzte ein einziges Mal, nur einmal, dabei schürfte ich mir das rechte Knie auf. Und schließlich fuhr ich. Und ich war glücklich auf diesem verrosteten, wackligen Kinderfahrrad.

„Geh mit fischen, Konrad!“ sagte der Vater.

„Konrad, tu ihm den Gefallen!“ sagte die Mutter.

Vetter Konrad hatte immer noch einen Stein als Kopf. Mir schien es, als zittere er. Der Stein zeigte deutlich, daß er keine Lust hatte, fischen zu gehen; so begriff ich das zumindest. Ich wollte irgend etwas sagen, doch ich blieb stumm. Mit offenem Mund sah ich ihn an und mit großen Augen. Er nuckelte am Most und blickte in den Himmel hinauf. Die Möwen waren immer noch zu sehen.

In der Bucht benützte ich die aufblasbaren, gelben Schwimmflügel. Nur diesmal nicht, diesmal ließ ich sie liegen. Neben den gelben Schwimmflügeln saß die Mutter. Der Vater war hinausgefahren mit der Schwester und den beiden Brüdern.

Vetter Konrad war dageblieben. Er hatte die Beine ausgestreckt und den Oberkörper auf beide Ellenbogen gestützt. Er nuckelte weiter am Most, blickte auf das Wasser hinaus, und sein Gesicht war nun nicht mehr aus Stein.

Ich spazierte über die Wiese, die verkommen war. Ich fühlte mich unwohl in der Bucht, ich hatte keine Lust, hier zu sein; ich wollte um vieles lieber irgendwo anders sein, irgendwo – von mir aus in der Phantasie, in einem Traum vielleicht, doch das gelang mir nur selten ... Niemand beachtete mich.

Ich schlenderte nach rechts, auf das Wasser zu. Die Wiese war ziemlich groß. Dieses Gras war kein Gras, und es wurde immer weniger, je näher ich dem See kam. Dort berührten die Zehenspitzen das Wasser. Das Wasser war schlammig, und weiter vorn – die Algen sah ich genau. Davor hatte ich Angst. Es war wegen der Algen: sie widerten mich an. Ich machte zwei Schritte – bis die Knöchel unter Bodenseewasser standen. Noch einen Schritt, noch zwei Schritte ... Ich tastete mich langsam vorwärts, das Wasser stand mir jetzt bis zu den Knien. Rechts von mir gab es eine Menge Enten, weiter draußen waren Schwäne, zwei Stück – ein Höckerschwanenpaar. Ich stapfte auf die beiden zu. Sie wirkten wie zwei schmutzigweiße Magnete mit krummen Hälsen und Schnäbeln, die unentwegt zischten. Und ich sah aus wie jemand, der ins Wasser geht.

Bis ich tatsächlich den Boden unter den Füßen verlor. Das Wasser drang mir in Mund, Nase, Ohren, in alle Löcher. Ich sank nach unten und trieb auf dem Rücken, und nun sah ich den blauen Himmel verschwommen durch die Wellen auf dem See. Ich glaubte sogar – ich war mir sicher –, die Möwen zu erkennen, und die eine, die mitten im Flug stillhielt: sie bemerkte mich und öffnete ihren Schnabel und schrie. Die Möwe schrie laut.

Und Vetter Konrads Augen waren wie Vogelaugen – er hatte die Augen eines Adlers –, sie waren zunächst auf die Möwe und dann auf jene Stelle gerichtet, an der ich verschwunden war. Sein Kopf – wieder zu uraltem Schweizer Stein geworden und übersät mit Furchen und Falten, die braune, lederne Gesichtshaut hatte sich rötlich verfärbt: er sah aus wie ein Indianer aus Stein.

Ich tauchte auf, kurz nur, fuchtelte mit beiden Armen, brüllte um mein Leben. Der Vetter rannte.

Und jene Möwe, die stillgestanden war, zog mit all den anderen weiter.

#### 4

Im Winter war ich mit dem Vater oft ins Hallenbad gegangen. Dort roch es nach Desinfektionsmitteln. Ich hatte eine Vorhautverengung, und einer der Hoden war im Leistenkanal steckengeblieben; in der Umkleidekabine fummelte der Vater an meinem Zipfel herum: er nahm ihn in die Hand, mit der anderen schob er die Vorhaut zurück. Das tat weh, das brannte fürchterlich. Ich starrte abwechselnd auf die hölzerne Kabinenwand und auf den Zipfel des Vaters, der braun war, haarig und rot an der Spitze. Ich war nicht gern im Hallenbad.

Die Mutter hatte ich ein einziges Mal nackt gesehen. Ich suchte sie im ganzen Haus, weil ich irgend etwas brauchte. Ich suchte sie in der Küche und danach im Gang. Es war niemand zu Hause. Ich rannte die Stiege nach oben und ins Elternschlafzimmer.

„Mama! ...“ rief ich. „Mama! ...“

Nichts. Ich sah auf der Toilette nach: ich drückte die Schnalle nach unten, die Tür war nicht versperrt, es war niemand im Klo. Ich sah in allen Zimmern nach, die Mutter war nirgends. Im Keller war sie nicht, ich schrie zum Dachboden hinauf. Hinterher hastete ich zum Badezimmer. Ich klopfte nicht an, ich machte die Tür einfach auf.

Da stand sie nackt vor mir. Sie stand am anderen Ende des Badezimmers, verdutzt, ein paar Sekunden lang. Und ich – mit offenem Mund und großen Augen.

Gleich rannte sie auf mich zu.

„Gehst du raus! ... Gehst du raus! ... Gehst du raus! ...“ kreischte sie und scheuchte mich nach draußen.

Sie nahm sich keine Zeit, ihre Scham und den Busen zu bedecken. Die Badezimmertür krachte ins Schloß. Ich hatte einen